

ERIC BERG

Das Küstengrab

Ein ausgeklügeltes Verwirrspiel
um Schuld, Vertrauen, Erinnerung –
raffiniert und hoch spannend.

Zum ersten Mal nach 23 Jahren kehrt Lea in ihr
winziges Heimatdorf auf der Insel Poel zurück. Doch
der Besuch endet in einem schrecklichen Unglück.
Bei einem rätselhaften Unfall kommt Leas Schwester
ums Leben, Lea selbst wird schwer verletzt und
leidet seither an Amnesie.

Vier Monate nach dem Unfall reist Lea erneut nach
Poel. Sie will herausfinden, was sie im Mai auf die
Insel führte und wie es zu dem Unfall kommen konnte.
Sie ist auf die Hilfe ihrer alten Freunde angewiesen –
doch deren Berichte widersprechen sich.

Was verbergen sie? Und wem kann Lea
noch vertrauen?

Kriminalroman





Seit Jahren zählt Eric Berg zu den erfolgreichsten deutschen Autoren. 2013 verwirklichte er einen langgehegten schriftstellerischen Traum und veröffentlichte seinen ersten Kriminalroman. *Das Nebelhaus* begeisterte Leser wie Kritiker gleichermaßen und stand monatelang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste.

Eric Berg liest:

- 16. Okt. HANNOVER
Buchhandlung Leuenhagen & Paris,
19:30 Uhr
- 21. Okt. DORTMUND
Mayersche Buchhandlung,
20:15 Uhr
- 26. Okt. BRAUNSCHWEIG
Krimifestival, Buchhandlung Graff,
16:00 Uhr
- 27. Okt. LÜNEBURG
Krimifestival,
20:00 Uhr
- 07. Nov. HAMBURG
Krimifestival,
Kulturfabrik Kampnagel,
20:30 Uhr
- 08. Nov. WEIMAR
Kriminacht, Buchhandlung Die Eule,
19:00 Uhr

Mehr Infos zu Veranstaltungen finden Sie unter:
www.limes-verlag.de

*Die Wölfe überfallen das Lamm im Dunkel der Nacht,
doch die Blutspuren haften auf den Steinen im Tal,
und das Verbrechen wird für alle sichtbar,
wenn die Sonne aufgeht.*

Khalil Gibran

Prolog

Voller Gedanken an die Zukunft machte sich der Achtzehnjährige an diesem Abend auf den Weg.

Es war der 31. August in jenem seltsamen Jahr 1990, in der Zeit zwischen den Zeiten, als in Ostdeutschland das Alte noch nicht ganz fort und das Neue noch nicht ganz da war. Alle Leute waren mit dem Kommenden beschäftigt, und auch er hatte ein paar wichtige Entscheidungen getroffen.

Allein spazierte er über die Wiesen der Insel Poel vor der mecklenburgischen Küste. Er liebte den Nebel, der knapp über dem Boden entlangkroch. Ebenso liebte er es, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne wie Scheinwerfer zwischen den Wolkenlücken aufs Meer stürzten und es zum Erleuchten brachten, ehe sie wieder verschwanden, um anderswo in einer anderen Farbnuance zu erscheinen.

Am Ende des Weges lag die einsame, abgelegene Kloster-ruine, die ihm vertrauter war als sein Elternhaus. Das Innere des stark verfallenen Klosters, das er und seine Freunde seit frühen Kindertagen »Palast« nannten, war verschachtelt. Ein Hof ging in den anderen über. Räume gab es keine, weil es keine Decken mehr gab. Durch die bröckelnden Spitzbogenfenster, an denen seit fünfhundert Jahren der Seewind fraß, sah man zur einen Seite auf das Meer, zur anderen Seite auf die Wiesen. Das winzige Dorf, in dem er lebte, war einen Kilometer entfernt hinter einer Allee versteckt.

Mit ausgestreckter Hand, wobei er die Finger über die Mauern streichen ließ, schlenderte er im Halbdunkel herum.

An einem der spätgotischen Fenster blieb er stehen und blickte über das Dünengras hinweg auf das weite Meer, das sich still und bleiern vor ihm erstreckte. Als er Schritte zu hören glaubte, wandte er sich um, runzelte die Stirn und rief: »Margrethe?«

Wieso er ausgerechnet ihren Namen rief, konnte er sich selbst nicht erklären. Es war unwahrscheinlich, dass sie noch einmal das Gespräch mit ihm suchen würde.

Er hatte sich geirrt. Der Wind und die bröckelnde Ruine spielten einem solche Streiche. Die spärlichen Konturen verschwanden nach und nach, Mauern und Bögen formten sich zu Ungetümen. Das Unheimliche und die Abgeschiedenheit hatten stets zu diesem Ort gehört wie alles andere auch, wie die Möwen, die bei Tag schreiend darüber kreisten, wie der Klee, der den Boden bedeckte, wie die Disteln in den Mauerritzen und wie die Freunde, die ihn vor zehn Jahren für sich entdeckt hatten: Lea, Mike, Jaqueline, Margrethe, Harry, Pierre und Julian. Ein schönes Jahrzehnt war das gewesen ...

Wind kam auf, und wieder raschelte es, löste sich irgendwo ein Stein aus dem Mauerwerk und ließ den Verfall ein winziges Stück voranschreiten.

An diesem besonderen Platz seines bisherigen Lebens nahm er Abschied von seiner Kindheit und dem, was sie ausgemacht hatte. Von den vielen mit Freunden verbrachten Stunden im Palast, von den Gesprächen, den Spielen, dem Lachen, den gelegentlichen Streitigkeiten, von Zigaretten, Lagerfeuern, pubertären Träumen ...

Wie fast jede Kindheit hatte auch die seine sich irgendwann still und heimlich davongeschlichen. Seit einigen Jahren schon hatte es kleinere Anzeichen gegeben, auf die niemand geachtet hatte – zum Beispiel hatten einige aus der Clique eine Ausbildung oder geregelte Arbeit begonnen –, dennoch waren sie die ganze Zeit über in Kontakt geblieben und hatten sich freitagabends oder sonntags im Palast zusammgefunden. Jemand brachte Stullen oder Schokolade, Bier oder Glühwein mit und dann saßen sie zusammen, redeten und rauchten. Selbst wenn einige von ihnen fortgehen sollten, um im Westen zu studieren, die Welt zu erkunden oder eine Ausbildung in der Ferne zu machen, würde der Palast sie doch immer im Geiste verbinden. Keiner würde ihn je vergessen und jeder würde von Zeit zu Zeit dorthin zurückkehren.

Diese romantische Vorstellung hatte er bis vor Kurzem gehabt. Zum Sommeranfang war diese Welt noch intakt gewesen, doch jetzt, am Ende der warmen Jahreszeit, lag sie in Trümmern, genauso wie die ins Dunkel getauchte Ruine.

»Lea, bist du das?«

Er hoffte noch immer, dass sie sein Angebot annehmen und ihn begleiten würde, dass sie Poel verlassen und mit ihm um die Welt reisen würde. Die Trennung von ihr fiel ihm am schwersten, und in seinen Tagträumen stand sie immer um die nächste Ecke und überraschte ihn mit einem spontanen: »Ja, ich komme mit.« Tatsächlich stand sie nie da. Inzwischen war es so dunkel, dass er kaum sah, wohin er trat. Seufzend holte er die Taschenlampe aus seiner Jackentasche und

richtete den Lichtkegel auf den Weg, der ins Dorf führte. Im nächsten Augenblick erschrak er, zuckte zusammen und stieß einen Laut aus, der halb Seufzer und halb Schrei war.

Eine Sekunde später traf ihn ein harter Gegenstand am Kopf.

September 2013

Ich starrte auf das Foto im DIN-A4-Format. Der Unfallwagen war nur noch ein Klumpen silbriges Blech, als hätte ein Monster darauf eingeschlagen und ihm die Eingeweide herausgerissen. Das Blitzlicht des Fotoapparats spiegelte sich in den mit Rissen und Brüchen überzogenen Fensterscheiben und warf seine zersplitterte Helligkeit bis auf den nassen Straßengraben, den Baum, die phosphoreszierenden Uniformen der Sanitäter sowie ein paar Zweige mit zartem Frühlingslaub. Und auf die Leiche.

Ich wusste, dass auch ich in jenem Wrack auf der Ostseeinsel Poel gesessen hatte, allerdings nur, weil man es mir erzählt hatte. Rechts unten stand das Datum, an dem das Foto gemacht worden war: 21. Mai 2013, 23:46 Uhr.

Nun?, fragten mich die dunklen, strahlenden Augen der Schweriner Klinikerpsychologin, die mich in den vergangenen

vier Monaten betreut hatte. Sie war wie ich um die vierzig, vielleicht ein paar Jahre jünger. Ich mochte ihre warme Stimme, die viel Ruhe ausstrahlte, und ihre schlanken, unberingten Hände.

»Nichts«, sagte ich.

Dieses Wort traf es am besten, denn ich erinnerte mich weder an den Unfall noch an die Stunden davor. Poel hatte ich vor dreiundzwanzig Jahren verlassen. Meines Wissens war ich nie zurückgekehrt, und es kam mir gespenstisch vor, dass man mich halbtot aus einem Straßengraben der Insel gefischt hatte.

So wie das Auto, auf dessen Beifahrersitz ich gesessen hatte, war auch der Fundus meiner Erinnerungen in Stücke geschlagen. Gewiss, vieles war erhalten geblieben, darunter das Wichtigste: wer ich war und welches Leben ich gelebt hatte.

Das große Ganze jedoch würde nie wieder so sein wie früher. In unzähligen Operationen hatten die Ärzte mein Äußeres, von einigen wenigen Narben abgesehen, annähernd wiederhergestellt. Mit meinem Gedächtnis verhielt es sich anders. Wie bei einem unvollständigen Mosaik gab es kleinere und größere Löcher, die sich trotz der Geduld meiner Psychologin nur zögerlich oder gar nicht schlossen.

»Ich habe Ihnen das Foto bisher nicht gezeigt, weil es besonders intensiv ist, besonders ... grausam.«

Das war es tatsächlich. Vor allem der leblose, entstellte, noch nicht abgedeckte Körper war schlimm anzusehen.

Trotzdem hatte ich kein Verhältnis dazu. Man hätte mir auch das Foto von einem Verkehrsunfall in China zeigen

können, ich wäre nicht mehr und nicht weniger betroffen gewesen. Und damit meine ich das Wort in seiner doppelten Bedeutung. Wie gerne hätte ich viel mehr empfunden als diese abstrakte Traurigkeit über ein tragisches, aber scheinbar fernes Ereignis. Da ich mich des Unfalls nicht erinnerte, hatte ich ihn gewissermaßen nicht erlebt. Die körperlichen Wunden, die ich davongetragen hatte, waren zwar leidvolle Andenken, jedoch konnte mir mein Gedächtnis dafür keine Erklärung liefern.

»Wie Sie wissen, ist heute unsere letzte Sitzung«, sagte Ina Bartholdy nach einer Weile, während der wir geschwiegen hatten. Die dunkle Note in ihrer Stimme verriet mir, dass sie gleich etwas Beunruhigendes hinzufügen würde.

Ihr Blick fiel auf einen Digitalprojektor, das einzige technische Gerät in einem Raum, der ansonsten wenig Blickfänge bot: vier identische Sessel, ein langer Tisch, bilderlose cremefarbene Wände sowie ein dicker lavendelblauer Veloursteppich, der den Trittschall dämmte. Ein sanftes Plätschern war zu hören, obwohl es keinen Zimmerbrunnen gab.

Aus der Tasche ihres Blousons holte die Psychologin eine kleine Fernbedienung hervor, doch sie zögerte, bevor sie sie benutzte.

»Haben Sie schon eine Entscheidung getroffen, Lea? Wohin werden Sie gehen, wenn Sie im Anschluss hieran die Klinik verlassen? Zurück nach Argentinien?«

Das wäre das Naheliegendste, dachte ich. Buenos Aires war seit fast einem Vierteljahrhundert mein Zuhause. Zwar hatte ich dort keine Familie, aber neben zahlreichen guten

Bekannten auch einige Freundinnen – von denen mich allerdings nicht eine Einzige seit meinem Unfall besucht hatte. Sie würden sich zweifellos freuen, mich wiederzusehen. Trotzdem würde ich in ihrer Gegenwart wohl niemals mehr den schalen Beigeschmack loswerden, dass ich keiner von ihnen eine Flugreise über den Atlantik wert gewesen war, obwohl Geld keine Rolle bei ihnen spielte und sie wussten, wie sehr ich litt.

Mir fiel der Vorschlag wieder ein, den meine Ärztin mir vor einigen Wochen gemacht hatte.

»Sie hatten mir geraten, für kurze Zeit dorthin zurückzukehren, wo ich die Tage vor dem Unfall verbracht habe. Sie sagten, das sei eine gängige Heilungsmethode bei Erinnerungsverlust.«

Ina Bartholdy nickte, zog jedoch ein Gesicht, als habe sie einem Herzpatienten leichtsinnigerweise geraten, gleich nach der Entlassung zum Bungee-Jumping zu gehen. Bevor ich sie etwas fragen konnte, schaltete sie mit der Fernbedienung den Projektor an, der gehorsam piepte und ein Bild an die Wand warf, das mir bereits von früheren Sitzungen vertraut war. Es war eine farblich präparierte Aufnahme meines Gehirns. Die grau und schwarz dargestellten Areale markierten die weniger oder mehr beschädigten Bereiche.

Wann immer ich diese zweiwöchentlich aktualisierten Aufnahmen sah, durchzuckte mich Entsetzen wie ein Stromschlag, weit stärker und nachhaltiger als alle anderen Informationen, die sie mir gaben, und gar nicht vergleichbar beispielsweise mit dem Foto des Crashes. Mein Gehirn sah

auf den präparierten Bildern aus, als wäre es von einer böserartigen Krankheit befallen, die langsam voranschritt. Ich blickte auf die schwarzen Punkte, Metastasen gleich, längliche Schatten wie die Fraßgänge von Maden, unförmige Gebilde wie Bakterienkulturen unter einem Mikroskop.

Doch der Eindruck einer langsam voranschreitenden Krankheit täuschte. Die Zerstörung, das Vergessen, war mit der Unmittelbarkeit des Todes gekommen, von einer Sekunde zur nächsten. Tatsächlich hatte mich vor vier Monaten auf gewisse Weise der Tod erfasst und mit sich gerissen. Es war, als hätte ich zu manchen Zeiten überhaupt nicht gelebt. Warum war ich nach Poel zurückgekehrt? Was hatte ich dort gemacht? Wieso war ich am Tag meiner Ankunft in dieses Auto gestiegen, das ganz sicher nicht meines war? Und warum war es verunglückt, auf trockener, fast gerader Strecke?

»Es gibt mehrere Arten von Amnesie, ebenso mehrere Ursachen«, erläuterte Ina Bartholdy.

»Ich weiß, Ina. Ich habe Ihnen immer aufmerksam zugehört, wenn Sie mir etwas erklärt haben.«

»Ganz sicher haben Sie das«, sagte sie wie zum Trost für das, was sie mir gleich mitteilen würde. »Bisher sind wir ... also meine Kollegen und ich ... davon ausgegangen, dass Ihre Amnesie auf die physischen Verletzungen Ihres Gehirns zurückzuführen sind.« Sie hob die Hände, wie um einen möglichen Einwand abzuwehren. »So ist es ja auch. Die wahllosen Lücken in ihrem Langzeitgedächtnis lassen gar keinen anderen Schluss zu.«

Wahllos, beliebig, zufällig ...

Ich wusste noch, dass mich mein damaliger Ehemann Carlos betrogen hatte, woraufhin ich ihn ebenfalls betrogen hatte, mit Ian, einem Iren. Aber ich hatte kein Bild mehr von Ian vor Augen, obwohl die Affäre gerade mal fünf Jahre zurücklag und zwei Monate gedauert hatte. Zwar wusste auch ich noch, dass meine Lieblingsfriseurin in Buenos Aires Angela Lopez hieß, erinnerte mich aber weder an die Straße, in der sie ihren Salon betrieb, noch an ihr Gesicht. Manche Informationen waren jedoch in den letzten Wochen zurückgekehrt, beispielsweise die Namen meiner Wohnungsnachbarn sowie diverse Telefonnummern, einschließlich meiner eigenen, sowie weitere Belanglosigkeiten. Kleinere offene Rechnungen. Dass mir einige Wochen vor meinem Abflug nach Europa eine Sandalette kaputt gegangen war. Welche Bücher ich im Laufe meines Lebens lieben gelernt hatte. Solche Dinge.

»Physisch verursachte Amnesie heilt oftmals leichter. Damit erklären sich jedenfalls viele Ihrer neu gewonnenen Erinnerungen, und es werden mit jeder Woche mehr werden. Meines Erachtens wird Ihr Langzeitgedächtnis in einigen Monaten so gut wie keine Lücken mehr aufweisen. Allerdings ... Es gibt da einen Zeitraum, der nach wie vor völlig im Dunkeln liegt.«

»Sie meinen die Zeit unmittelbar vor dem Unfall. Die Stunden auf Poel.«

»Ja, genau. Daran haben Sie nach wie vor überhaupt keine Erinnerung mehr, so als wären Sie vor vier Monaten gar nicht dort gewesen. Meine Kollegen und ich glauben daher

übereinstimmend, dass die Amnesie, die sich auf diesen Zeitraum bezieht, psychischer Natur ist.«

Psychischer Natur, hallte es in mir nach. Psychischer Natur.

»Dazu würde auch passen, dass sich Ihre Stimme Ihrer Aussage nach im Vergleich zu früher verändert hat.«

Ich nickte. Meine Stimme war tatsächlich deutlich leiser und sanfter geworden, irgendwie belegt, oboenhaft ...

»Organische, bakterielle und andere möglichen Ursachen haben wir ausgeschlossen. Offenbar liegt bei Ihnen eine psychogene Stimmstörung vor, wie es bei unverarbeiteten Erlebnissen manchmal der Fall ist. Alles deutet demnach darauf hin ...« Ina Bartholdy unterbrach sich, atmete tief durch, ließ einige Sekunden verstreichen. »Etwas ist vorgefallen«, sagte sie schließlich mit einem Ernst, bei dem es mir eiskalt über den Rücken lief. »Auf Poel muss Ihnen vor dem Unfall noch etwas anderes widerfahren sein, Lea, irgendetwas Traumatisches. Oder Sie haben etwas zutiefst Schockierendes herausgefunden, das Sie verdrängen.«

Sie verschränkte die Hände schief ineinander. »Offen gestanden ... ich weiß nicht, ob ich Ihnen unter diesen Voraussetzungen raten soll, ein weiteres Mal nach Poel zu fahren. Ich bin geneigt, Sie zu bitten, es nicht zu tun.«

Ich wusste nicht, ob ich mich besser vor meinen Erinnerungen oder vor dem partiellen Vergessen fürchten sollte, das mich befallen hatte. In meinem Klinikzimmer saß ich auf dem Bett und überlegte, was ich alles einpacken wollte, noch bevor ich wusste, wohin ich zurückkehren würde. Nach

Argentinien, um einen Strich unter ein düsteres Kapitel meines Lebens zu ziehen, oder – ein zweites Mal – nach Poel. Es war Dienstag, der 3. September 2013, fast genau einhundert Tage waren seit dem Unfall vergangen, und ich musste zum ersten Mal seit Langem eine Entscheidung treffen.

Jeden einzelnen Gegenstand nahm ich prüfend in die Hand. Brauchte ich dieses komische, von der Klinik gestellte Deodorant noch? Würde ich die verbliebenen fünf Pralinen aus der Schachtel noch essen? Besonders lange zögerte ich bei dem riesigen Diagramm über dem Bett. Ich hatte einige Wochen zuvor etliche ausgedruckte Seiten nebeneinander an die Wand gepinnt, sie von meiner Geburt bis zur Gegenwart mit Jahreszahlen versehen und dann so gut es ging dazugeschrieben, was ich wann wo gemacht hatte. Die Fotoreihe »Russische Taiga und Tundra« im Jahr 2012, die Scheidung von Carlos 2011, die Ausstellung »Quer durch Peru« 2008 in New York ... die Fehlgeburt 2002, im Jahr 1997 der erfolgreiche Fotoband-Erstling »Das Ende der Schönheit«, in dem ich Naturparadiese unmittelbar vor ihrer Zerstörung abgelichtet hatte.

Seit jener Zeit war ich viel herumgekommen. Ich war auf dem Gelben Fluss gefahren, hatte den Fudschijama und den Ätna umrundet, war auf den Spuren von Cézanne und Gauguin gewandelt, hatte die Wanderung der Gnus begleitet und den Schaftrieb in Neuseeland miterlebt. Abertausende von Fotos waren dabei entstanden.

Dennoch beantwortete das Diagramm die wichtigsten Fragen nicht. Der Blitz, der vor vier Monaten in meine Existenz eingeschlagen hatte, hatte mir zwar mein Langzeit-

gedächtnis und damit das Wissen um die Vergangenheit größtenteils gelassen, das Gefühl für die Vergangenheit jedoch fast komplett genommen. Obwohl ich inzwischen wieder mehr als neunzig Prozent meines Lebens überblickte, fehlte mir irgendwie der Bezug zu der Frau, die dieses Leben gelebt hatte. Wie hatte ich mich nach meiner Scheidung gefühlt? Warum war ich eigentlich nie wählen gegangen? Mochte ich Lakritze? Einundvierzig Jahre auf zwei Metern Papier, auf die ich blickte wie auf die Biografie eines mir nahe stehenden Menschen. Ich schien meine eigene Vergangenheit *miterlebt* zu haben, statt *erlebt*.

Zum ersten Mal war mir dies vor drei Monaten aufgefallen, als mich zwei Beamte der Wismarer Polizei in der Klinik aufgesucht und mir einige Fragen zu dem Unfall gestellt hatten. Es war ein seltsames Treffen gewesen, das keinen von uns zufriedenstellte. Weder hatte ich den Ermittlern helfen können – ich erinnerte mich im Zusammenhang mit dem Unfall an rein gar nichts, nicht an den Grund meines Besuchs auf Poel und noch nicht einmal daran, dass ich überhaupt dorthin gefahren war – noch hatten sie mir erklären können, wie es zu dem Unfall gekommen war.

Im Blut der Fahrerin, meiner Schwester Sabina, hatte man keinen Alkohol gefunden, es gab keine Bremsspuren und auch keinen Hinweis auf andere Unfallbeteiligte. Vor allem wegen Letzterem hatten die Polizisten schnell das Interesse an einer intensiveren Befragung meiner Person verloren, da die Unfallverursacherin noch an Ort und Stelle gestorben war.

Die Polizisten waren keine halbe Stunde geblieben, hatten

mich aber unabsichtlich mit etwas konfrontiert, das mich seitdem nicht mehr losließ: mit der Fremdheit mir selbst gegenüber. Denn während ich ihre Fragen zu meiner Person beantwortete, hatte ich das Gefühl, über jemand anders zu sprechen, über den ich zwar sehr viel wusste, dessen Gedanken ich jedoch nicht lesen konnte. Lea Hernández, geborene Mahler, war eine Frau, die ich noch einmal neu kennenlernen musste.

Blatt um Blatt, Jahr um Jahr hängte ich mein Leben von der Wand über meinem Klinikbett ab und verstaute es rasch in einer Klarsichthülle. Das Jahr 1990 betrachtete ich länger. Ein ganz besonderes Jahr. Im März war ich volljährig geworden, im April hatte ich mich von meiner Jugendliebe Julian getrennt, im Mai waren meine Eltern tödlich verunglückt, im September hatte ich mich mit Carlos verlobt und war ihm nach Argentinien gefolgt, wo ich ihn noch im Dezember heiratete. Fluchtartig hatte ich meine Kindheit verlassen – die Heimat Poel, die Freunde, meine ungeliebte Schwester Sabina, die Liebe

Ich steckte die Klarsichthülle in meine Handtasche, und als ich dabei meine Hände betrachtete, fiel mir zum ersten Mal auf, dass sie mir genauso fremd waren wie meine Vergangenheit. Ich hatte mich während der vier Monate in der Klinik viel mit meinem verwundeten Körper beschäftigt, mit gebrochenen Knochen und gequetschten Organen, mit der aufgerissenen Bauchdecke und den Narben auf meinem Kopf. Man hatte mir die Beine geschient und mich dreimal am Rücken operiert. Drei Wochen lang hatte ich in einem

Streckbett gelegen. Meine Schreie von damals hallten noch immer in mir nach, manchmal erwachte ich sogar davon. Doch nur zur Hälfte waren sie meinem verwundeten Körper geschuldet, die andere Hälfte galt dem zum Zeitpunkt des Unfalls sechs Wochen alten winzigen Wesen, das in mir gestorben war.

Erst im Krankenhaus, nach seinem Tod, hatte ich von ihm erfahren. Seit meiner Fehlgeburt im Jahr 2002 hatte ich mir ein weiteres Kind gewünscht, und nun war es gekommen und gegangen, ohne dass ich die Möglichkeit gehabt hatte, es zu spüren oder mit ihm zu sprechen. Ina Bartholdy und ich hatten lange über dieses Kind gesprochen, das wie ein Geist in mein Leben getreten und wieder daraus verschwunden war, ein körperloses, namenloses Geschöpf, das ich nicht hatte festhalten können. Bildhauern gleich hatten plastische Chirurgen mein Gesicht aus einem unförmigen Klumpen in ein ansehnliches Antlitz verwandelt, das ich im Spiegel glücklich wiedererkannte. Meinen Gefühlen, meiner Seele war es weniger gut ergangen. Sie blieben verletzt, verformt, fremd.

Ich ließ mich auf das Kissen sinken und starrte an die Decke. Fing so die Depression an, vor der man mich gewarnt hatte? Damit, dass ich mir dumm wie Postgut vorkam, das keine Ahnung davon hat, woher es kommt, wo es ist, wohin die Reise geht, wer es abgeschickt hat und wer darauf wartet? Damit, dass mir die Gewissheiten abhanden gekommen waren, angefangen mit der Erkenntnis, dass ich nicht wusste, ob mir Lakritze schmeckte oder nicht, bis dahin, dass ich keinen Traum mehr hatte, keine Vorstellung von der Zukunft? Sogar die mir

vertraute Stimme hatte ich verloren. Alles, was ich noch un-ingeschränkt besaß, war die unmittelbare Gegenwart. Und die verbrachte ich vor Panik wie gelähmt auf dem Bett.

Es klopfte, und die nette junge, sommersprossige Krankenschwester trat ein. »Alles in Ordnung, Frau Mahler-Hérnandez?«

»Ich heiße nur noch Mahler«, sagte ich und richtete mich sehr langsam auf, als wolle ich mich vergewissern, dass ich es noch beherrschte.

»Ach, seit wann?«

»Seit heute. Das ist mein Mädchenname.«

»Hérnandez hört sich aufregend an. Es klingt so schön nach weiter Welt.«

Für mich klang der Name nach Betrug, Entfremdung, Scheidung. Aber ich wollte dem sympathischen jungen Ding nicht die Träume nehmen.

»Sie sehen ein bisschen mitgenommen aus«, sagte sie.

Ich antwortete augenzwinkernd: »Wenn ich nach einem Unfall, bei dem ich mit einhundert Stundenkilometern gegen ein Baum geprallt bin, nach vierzehn Operationen und gefühlten eintausend Stunden Psychotherapie nur ein bisschen mitgenommen aussehe, ist das doch gar nicht so schlecht, oder?«

Sie lächelte, ich lächelte.

»Mögen Sie Pralinen?«, fragte ich und redete weiter, ohne die Antwort abzuwarten. »Das hier ist für Ihre Kaffeekasse.« Ich legte einen Zwanzig-Euro-Schein neben die Pralinen-schachtel. »Was soll mit den vielen Büchern geschehen, die

ich in den letzten Monaten gelesen habe? Sie lesen genauso gerne wie ich, nicht wahr? Bitte bedienen Sie sich. Es ist fast alles dabei, von der schottischen Schmonzettenkönigin bis zum chinesischen Nobelpreisträger.«

»Das ist supernett.«

»Sie und Ihre Kolleginnen waren supernett *zu mir*.«

Ich schloss den Koffer und nahm meine Handtasche, dann gab ich dem sommersprossigen Engel in Weiß die Hand und wünschte ihr alles Gute. Das alles brachte ich einigermaßen souverän über die Bühne, ja, als ich zur Tür hinausging, glaubte ich sogar Wind unter den Flügeln zu spüren.

Doch schon auf dem Klinikparkplatz landete ich unsanft auf dem Boden. Eine halbe Stunde saß ich in dem Mietwagen, den ich mir einen Tag zuvor in Schwerin besorgt hatte, und wusste weder ein noch aus. Das Fahren hatte ich nicht verlernt, das Fortbewegen schon.

Noch einmal ging ich alle Optionen durch. In Buenos Aires wartete ein Apartment auf mich, ein paar Freundinnen und mein Beruf als Fotografin. Musste ich nicht auch mit dem Vater meines verlorenen Kindes sprechen? Unsere Beziehung hatte nur wenige Wochen gehalten.

Schließlich drückte ich auf einen Knopf.

»Bitte geben Sie Ihr Fahrziel ein«, forderte mich die weibliche Computerstimme auf.

Ich gab Poel ein.

»Bitte spezifizieren Sie.«

Ich spezifizierte: Brandenhusen.

»Nach fünfzig Metern links abbiegen.«

Ich fuhr fünfzig Meter und setzte den Blinker, ohne jedoch links abzubiegen. Stattdessen tat ich gar nichts.

»Bitte links abbiegen.«

Ich hatte einen Unfall überlebt – meine Schwester hatte weniger Glück gehabt, sie war unmittelbar neben mir gestorben. Meine rätselhafte Rückkehr hatte in einem Desaster geendet. Stand die erneute Rückkehr damit nicht zwangsläufig unter einem schlechten Stern?

»Bitte links abbiegen.«

Ich war auf der Suche nach Licht in der Dunkelheit, nach Erkenntnis, letzten Endes nach Wahrheit. Lauter edle Ziele. Inzwischen weiß ich, dass man für die Wahrheit einen zu hohen Preis zahlen kann.

Mehrere Menschen würden noch leben, wenn ich an jenem Septembertag rechts abgebogen wäre.

»Bitte links abbiegen.«

Zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Jahren überquerte ich wieder den Damm, der vom Festland nach Poel führte. Vier Monate zuvor war ich dieselbe Strecke wohl schon einmal gefahren, doch das musste eine andere, mir unbekanntere Frau gewesen sein und nicht ich. Angestrengt suchte ich nach Gedächtnisfetzen, schaltete Radio und Navi aus, ließ die Seitenfenster herunter, um das vereinigte Rauschen von Wind und Meer wahrzunehmen, und betrachtete im Vorbeifahren die ersten Häuser.

Die Erinnerung an meinen Besuch im Mai kehrte nicht zurück und sollte sich auch in den folgenden Tagen,

Wochen, Monaten nicht wieder einstellen. Dafür erscheinen bis heute vor meinem inneren Auge einzelne Bilder, wie Fotos, Flashes, blitzlichtartige Momentaufnahmen, die erst dann einen Sinn ergeben, wenn man die ganze Story kennt.

Obwohl ich mit der alten Heimat fremdelte, genoss ich das Wiedersehen mit ihr. Endlose Weiden. Horizont, wohin man blickte. Die Natur bot kaum Fixpunkte, keine Hügel, keine großen Wälder. Der Mensch hatte sich dieser Vorgabe angepasst: nur gelegentlich ein Kirchturm, verstreute Häuser und Scheunen, mit Kühen und Traktoren gesprenkelte Wiesen, dazwischen Rapsfelder. Die Küste war an vielen Stellen von Schilf gesäumt. Flach ragte die Insel aus dem Meer, als hätte ihr Schöpfer einst eine Teigrolle benutzt.

Mein Volkswagen durchquerte ein paar Nebelfelder, die behäbig über das Eiland zogen. Die fast durchgehend schnurgerade Strecke führte mich zunächst nach Kirchdorf und von dort weiter nach Einhusen, wo die Landstraße so eng wurde, dass zwei Autos gerade noch aneinander vorbeipassen. Weiter ging's nach Weitendorf und schließlich nach Brandenhusen, ein winziges Dorf, in dem jeder jeden mit Name, Geburtsdatum und Schuhgröße kannte. Irgendwann ging die Landstraße in einen asphaltierten, von Hecken und Bäumen gesäumten Fahrweg über. Er führte in eine Siedlung, die noch viel winziger war als das ohnehin schon winzige Brandenhusen: Kaltenhusen. Eine Art Ortsteil vom Ortsteil. Auf Straßenkarten lediglich ein Pünktchen ohne jede Bezeichnung. Ganze sechs Häuser. Das Ende der Straße. Und das gefühlte Ende der Welt.

Wenn Sie weiterlesen möchten...

Eric Berg

Das Küstengrab

Roman. 416 Seiten

ISBN 978-3-8090-2641-9



Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978-3-641-14330-5

Auch als Hörbuch bei Random House Audio erhältlich

ISBN 978-3-8371-2855-0

Originalausgabe September 2014

im Limes Verlag

© 2014 by Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung Leseprobe: © www.buerosued.de

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Autorenfoto: © Derek Henthorn

Besuchen Sie uns auch auf:

www.limes-verlag.de

www.facebook.com/blanvalet

www.twitter.com/blanvaletverlag